Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 12

Artikel: Plauderei über das Gefühl
Autor: Kornauth, Lore
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668552

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PLAUDEREI ÜBER DAS GEFÜHL

von Lore Kornauth

Ich kenne zwei junge Eheleute, die schrieben während des Krieges die schönsten Briefe, die sich zwei Menschen nur schreiben können. Sie erzählten einander nicht nur die äusseren Geschehnisse ihres Tages, sondern sie leuchteten bis in ihre tiefsten Herzfalten hinab und jeder öffnete dem anderen in grossem Vertrauen seine ganze Seele. Diese Briefe waren das einzige, aber unendlich grosse Glück, das ihnen in den schweren Jahren der Trennung geschenkt ward.

Dann war der Krieg zu Ende, der Mann kehrte heim und die beiden Menschen glaubten, dass ihre innige Briefgemeinschaft nun in ihrem Zusammenleben eine noch schönere und tiefere Fortsetzung finden würde. Die erste Zeit freilich waren beide sehr wortkarg und scheu und konnten kaum ein rechtes Gespräch in Gang bringen. Aber sie trösteten sich damit, dass sie wohl durch das ungewohnte Glück so stumm geworden seien und dass sie sich erst wieder ein bisschen aneinander gewöhnen müssten, damit sich ihre Zungen lösen könnten.

Dies geschah jedoch merkwürdigerweise nicht. Wohl verlor sich ihre Stummheit, sie sprachen miteinander über 1000 Kleinigkeiten, die ihnen der Alltag brachte, sie waren verträglich und freundlich, denn sie liebten sich ja — und hatten doch beide das Gefühl, irgendwie aneinander vorbeizuleben. Und eines Tages erinnerte sich die junge Frau ihrer einst so schönen Briefgemeinschaft und schrieb ihrem Mann kurzentschlossen einen Brief: einen Brief mit vielen lieben und schönen Dingen, mit manchem guten und zarten Wort, das ihn erfreuen musste. Und dieses Schreiben legte sie auf seinen Nachttisch. Er las es — zuerst erstaunt, dann gerührt, dann sah er seine Frau an und sagte etwas unbeholfen: «Das ist alles so schön, Marianne — warum hast du mir das eigentlich nie g e s a g t ?» Und sie zuckte ein wenig hilflos die Schultern: «Gesagt? Ich weiss nicht — ich kann das eben nicht sagen!» Und er verstand sie sogleich, denn ihm ging es ja ebenso.

Ja — und da sind wir beim Kernpunkt angelangt, denn diese eigentümliche Klarheit und Hilflosigkeit gegeneinander stellt durchaus keinen Einzelfall dar, sondern kommt ungemein häufig vor. Das ist es ja, woran so viele Ehen kranken, die im Grunde sehr glücklich sein könnten: Dass wir es verlernt haben, Gefühl zu zeigen oder darüber zu sprechen. Wir meinen, dass es in der Gleichmässigkeit des Alltags nicht angehe, «gefühlvoll» zu sein, ja, dass diese höchstens lächerlich wirken könnte. Ach, wir haben in den schweren Jahren unsere Herzen so fest halten müssen, wir durften nicht weich werden, wenn wir uns nicht verlieren wollten, wir mussten stark sein und konnten so oft nicht zeigen, wie uns wirklich zumute war! So ist es kein Wunder, dass gerade unser Bestes und Zartestes wie unter einer Eisdecke begraben liegt und gar nicht mehr an die Oberfläche steigen will.

Es ist uns «peinlich», zu zeigen, dass uns etwas bewegt, wir schämen uns einer Rührungsträne, und wenn wir im Konzert oder Theater von einem gewaltigen Werk erfüllt werden, so sagen wir nachher höchstens: «Es war sehr schön!» — «Der Dirigent war fabelhaft!» — «Die Darstellung war ausgezeichnet!» Aber kaum einer wird sagen: «Es war erschütternd!» oder «Es hat mich sehr ergriffen!» Wozu denn auch? Worte wie «ergreifend» und «erschütternd« sind überholt, die passen nicht mehr in unseren heutigen Wortschatz. Es ist merkwürdig — glauben wir wirklich, dass das Wort «fabelhaft» so viel schöner klingt?

Und nun in der Ehe: Gerade in diese innigste Gemeinschaft zwischen zwei Menschen drängt sich die Scheu vor dem Ausdruck des Gefühls besonders schmerzlich und störend, aber auch besonders häufig ein: Man «kann» seinen Mann einfach nicht teilhaben lassen an einer kleinen liebevollen Geste, durch die uns unser Kind beglückt hat, man «kann» ihm nicht erzählen, dass uns durch ein kleines, fröhliches Silberwölkchen der ganze Vormittag verschönt wurde und man «kann» ihm nicht sagen, dass uns das Lied des blinden Bettlers an der Strassenecke ans Herz gegriffen hat. Das seien Gefühlsduseleien, reden wir uns ein, die den Mann nur langweilen würden ... Wir können es ja kaum über uns gewinnen, zu unserem liebsten Menschen zu sagen: «Ich bin dir gut!» Wozu sollen wir das aussprechen? Das ist doch nicht notwendig, das versteht sich ohnehin von selbst! Ach, ihr Lieben, und wenn es sich hundertmal von selbst versteht: Man ist doch immer wieder glücklich, es zu hören!

Nein, ich will keiner übertriebenen Gefühlsselig-

keit das Wort reden, wie sie vielleicht einmal vor fünfzig Jahren modern war, ich will nur eines ganz klar feststellen: Es ist auch in unseren Tagen keine Schande, Gefühl zu haben und dies ehrlich zuzugeben. Besinnen wir uns doch endlich darauf, dass wir nicht nur Mut und Stärke zeigen sollen, sondern auch Weichheit und Ergriffenheit. Wir nehmen uns selbst unendlich viel Schönes und Beglückendes, wenn wir kühl und verschlossen nebeneinander hergehen. Darum lasst uns unser Herzen öffnen und endlich erkennen. Es ist auch heute nicht «altmodisch», eine Träne zu zeigen oder einmal aus ganzer Seele zu einem geliebten Menschen zu sagen: «Ich hab' dich lieb!»

DAS MONOGRAMM

Dieser Tage hat meine liebe Frau nach einer grossen Wäsche jene Stücke während des Plättens herausgelegt, die ihren Dienst getan haben. Darunter lagen ein Handtuch und sein Zwilling, denn mehr dieser Sorte gab es nicht. Doch beide trugen, was den andern Wäschestücken fehlte, zwei rote Buchstaben von der Grösse eines Daumennagels. Sie sind in Rundschrift vorgezeichnet gewesen und mit rotem Garn satt nachgestickt.

Es bestand kein Zweifel darüber, dass die Tücher zerschliessen und zum weitern Gebrauch untauglich waren. Anders verhielt es sich mit dem Monogramm. Wenn ich es auch durchaus nicht als meine Sache betrachte, meine Nase länger in die Wäsche zu stecken, als erforderlich ist, um die Rechnung für deren Anschaffung zu begleichen, so verhielt ich mich diesmal anders. «Das Monogramm — —» könnten diese Tücher nicht dessentwegen weiter im Dienst behalten werden? Oder sollten sie nicht wenigstens auf alle Zeit aufbehalten werden, trotz des Raummangels einer Mietwohnung? (Was an Zierat ist schon Ursache gewesen, dass ein Gebrauchsding nicht hat Ruhe haben dürfen nach treuer Arbeit! Werden nicht immer wieder Männer im Amte behalten, weil irgend ein «Monogramm» die Mitmenschen davor scheuen lässt, ihnen den verdienten Ruhestand zu gönnen?)

Nun denn, meine Augen sehen eben das Monogramm nicht, ohne zugleich zwei schlanke Hände zu schauen, welche ihm die Form gegeben. Zarte Finger liessen Nadel und Garn zwischen ihnen gleiten. Daumen und Zeigefinger der einen Hand nahmen beides den Fingern der andern Hand ab, gaben beides zurück in neckischem Wechsel. Scheue braune Augen überwachten das Spiel von Nadel und Garn. Ein Kopf von dunkelm duftigem Haar umrahmt, neigte sich herab auf die Arbeit. Vierzig Jahre trennen dieses unbedeutende Geschehen vom Heute. Ergraut sind wohl inzwischen jene braunen Locken, gefaltet jene hohe Stirne. Selbst die Gedanken, die damals hinter jener Stirne gekreist haben mögen, sind verflattert. Sie heute noch erraten zu wollen, brächte keinen Gewinn. Waren es Gedanken der Zuneigung, welche Gefühle warmer Liebe formten, zum Manne, dem das Monogramm zugehörte? Waren es Gedanken um das Wissen eigener Jugend und Schönheit, die sich angesprochen fühlen durch den Mann, dessen Monogramm unter ihren Fingern wird? Gleichviel, die beiden Menschen standen mit ihrer Jugend, dem kostbarsten und vergänglichsten Werte des Lebens nicht allein. Zwischen ihnen standen die Pflicht und die Zeit, die einen Krieg geboren, die schon zuvor aus dem Hinterhalte aufgewühlt hat, was ehedem geordnet und in sich ruhend gewesen.

Sie hob nach oben, was unten; fegte hinab, was thronte. Und dennoch hielt sie nicht ihr Versprechen, sondern beim Wechsel kam dem Menschen abhanden, was dem Monogramm anhaftet: das Heimatgefühl, aus welchem der Mensch lebt, das Heimatgefühl, das die Zeit zertrat. So ist mir das Monogramm ein Stück Gefäss des Heimatgefühls. Sein Anblick verschafft das Wissen, einmal in einer Zeit Heimat erlebt zu haben, und darum ist es wertvoll. Es weggeben, freiwillig, hiesse dieses Stück Heimat verlieren. Dieser scheinbar unbedeutende Verlust weist jedoch hin auf jene unzähligen totalen Verluste, welche Tausende und Abertausende, Obdachlose, von zu Hause Vertriebene betroffen hat. Nicht ein Stück mehr können ihrer viele ihr Eigen nennen, an dem ihr Heimatgefühl haftete. — Nein, nicht wegwerfen will ich das Monogramm, vertausendfältigen wollte ich es können, um es ihnen zu verschenken, mit meiner Gabe ihnen ein Stück Heimatgefühl zurückgeben, durch das etwas auflebt in ihnen von der Sehnsucht ihres Herzens.

Rolf Kolb